Aush-k-unda Jati

„Aush-k-unda Jati ...“ Worte aus der Pueblo-Sprache. Aus der Sprache eines der nordamerikanischen Indianerstämme. – Was sie bedeuten? – Geduld, ihr sollt es erfahren. Zuerst aber sollt ihr hören, wo wir sie gefunden:

Wollen wir Deutschen etwas von Indianern wissen, Wirkliches, wahrhaftig ... was keine Dichtung ist, sondern sachliche Erkenntnis ... Anschauung ... unbestreitbares Vorhandensein, so kommen wir nach Dresden, fahren eine knappe halbe Stunde Straßenbahn und landen in Radebeul, an einer Stätte, von der viele Dresdner kaum ahnen, daß sie mehr und mehr zu einer Weltberühmtheit geworden ist, zum

Karl-May-Haus

in der Villa „Bärenfett“. Und wollen wir uns darüber klar werden, welcher Geist dieses größte und zweifellos schönste Indianermuseum geschaffen hat, so brauchen wir uns nur unserer heißesten Jugendstunden zu erinnern, der Stunden, in denen wir Karl May lasen. Lasen diese Indianerromane, die Dichtung sind und die doch so viel Wirklichkeit enthalten, daß man beinahe jede Landschaft, jeden Felsenvorsprung, jede Flußenge, in denen die Spannung ihrer erregenden Handlung spielt, lange Jahre nach des Dichters Tod aufgefunden und wiedererkannt hat ... als wir, reifer werdend, bemerkten, daß in diesen Dichtungen über die Wirklichkeit des Gesehenen eine gewaltige Wahrheit dröhnt: der Glaube an das Gute im Menschen, der unabwendbare Glaube an den Sieg des Guten unter den Menschen, die unabwendbare Zuversicht, daß guter Wille, gutes Vorbild, Aufmunterung zum Leben und Wirken im Guten imstande sind, die Menschen besser und darum glücklicher zu machen! Ist das nicht der Sinn dessen, was heute,

25 Jahre nach Karl Mays Tod,

das deutsche Volk lebt, verlangt und erhofft! Wenn der Reichsleiter des Nationalsozialistischen Lehrerbundes, Kultusminister Schemm, sagte: „Zum deutschen Buben und Mädel gehört mehr als die sogenannte Schulbravheit, nämlich Mut, Initiative, Schneid, Abenteurerlust und Karl-May-Gesinnung“, so vergaß er das letzte Wort nicht: über Mut und Schneid und Abenteuer führt dieser Dichter zu einer Gesinnung, die wir die unsere nennen, weil wir erkannt haben, daß wir nur in dieser Gesinnung das Volk werden können, das wir nach unseren Anlagen sein dürfen und nach unserem innigsten Herzenswunsch sein möchten. –

Nun ist die Gedächtnis- und Ehrenstätte Karl Mays im phantastisch schönen Garten hinter der Arbeitsstätte seines Lebens, der Villa „Old Shatterhand“, das Museum um die Villa „Bärenfett“ einer

gewaltigen Vergrößerung und Verschönerung

teilhaftig geworden. Der Karl-May-Verlag und Patty Frank, der Schöpfer und Begründer, ja der eigentliche Sammler des Grundstocks dieser prächtigen Schau, haben etwas geschaffen, was man nicht zu erwarten gewagt hätte. Nicht allein, daß die hellen und anmutigen Ausstellungsräume, deren äußerer Bau sich ebenso schlicht und unauffällig in die Pflanzen des Gartens gliedert, wie der des Blockhauses, auf das Dreifache des bisherigen Raumes vergrößert sind. Durch diese Erweiterung ist es möglich geworden, große und schöne Blicke auf das Ganze zu werfen, ist es möglich geworden, das unschätzbar reiche Sammelgut an indianischen Erinnerungen, das in solcher Vielseitigkeit und Schönheit, in solcher glücklicher Gruppierung des wissenschaftlich Interessanten und Wertvollen und zugleich des Volkstümlich-Anschaulichen und Verständnisaufzwingenden nirgends sonst in Europa vorhanden ist, so aufzustellen, daß man jedes Stück wirklich sieht und sich nicht erst seine Formen und Farben aus bedrängender Gehäuftheit herauszusuchen braucht. – Das erste Große, das dem Besucher beim Betreten des Museums ins Gesichtsfeld tritt ist

ein wuchtiges Bild erregten Indianerlebens,

ein Blick aus einem indianischen Dorf hinaus in die Weite der Prärie, aus der eine Horde siegreich heimkehrender Krieger mit Skalpbeute heranstürmt, auf den farbenprächtig geschmückten Häuptling, der sie mit der unnachahmlichen Würde erwartet, die schon vor mehr als hundert Jahren den deutschen Dichter Seume begeisterte und die wir selbst den wenigen Indianern, die wir mit Buffalo Bill oder im Zirkus Sarrasani sahen, nicht absprechen konnten. Gegenüber diesem Häuptling näht vor dem Tipi – dem spitzen Zelt – die Frau an einem farbenschönen Perlenbeinling, und neben ihr an der Zeltwand lehnt in einer schrecklich engen, aber wunderbar besticken Wiegenkapsel das Kind. Lebendig ... stürmisch ... schön ...

stimmungweckend führt dieses plastische Bild in die Sammlung ein. – Etwas ganz Neues ist da dem bisherigen Bestande angegliedert worden,

ein Karl-May-Raum,

Mit Hunderten von Kleinigkeiten bringt er die Persönlichkeit Karl Mays nahe, zeigt seine klare, einfache Handschrift, selbst seinen Federhalter, seine Schulzeugnisse, seine Reisepässe, rein persönliche Reiseandenken ... einen unansehnlichen Stein von da und da ... ein paar Eichenblätter von dort und dort ... Bilder von der Amerikareise und der Orientfahrt ... eine stattliche Zahl der Original-Illustrationen der Illustrierten Ausgabe von Klaus Bergen und die tiefen Gleichnisbilder Sascha Schneiders, die namentlich dem gereiften Karl-May-Leser (es gibt viele, die ihn auch in vorgerückten Lebenstagen wieder lesen) so manches bewußt machen, was er bei der Lektüre der Knabenjahre nur eben fühlend erahnt hat.

Besonders erfreulich ist es, daß hier eine kleine Nebenschau auch einmal einen Teil von Karl Mays

Arabischer Sammlung

zutage bringt, Anzüge, Waffen aller Art, darunter die langen Araberflinten und den „Kauf in Schamah“, den herrlichen Paschasattel. Gerade dieses wird auch der ältere Karl-May-Freund mit besonderer Freude sehen ... denn ihm haben ja die arabischen Romane des Dichters noch mehr an seelischer und philosophischer Vertiefung und an Verbundenheit mit dem Unendlichen und dem Unvergänglichen gebracht als die Indianerbücher.

Es ist unmöglich und wohl auch nicht nötig, in Einzelheiten zu berichten, was das Museum in seiner klaren Anschaulichkeit, seiner bewußten Gruppierung und seiner ebensosehr zum richtigen Hinsehen wie zum Verstehen und Nachdenken anregenden Beschriftung alles zeigt und nahe bringt.

Eins aber fiel uns bei dieser neuen eingehenden Besichtigung aller Teile auf ... das, was als Ueberschrift über diesen Zeilen steht: „Aush-k-unda Jati ...“

das Hakenkreuz!

Als im Jahre 1829 einmal ein erster großer Versuch gemacht wurde, die Indianer mit den landnehmenden Weißen auszusöhnen, da kamen zum ersten Male die führenden Indianerhäuptlinge nach Washington zum Besuche des „Weißen Vaters“, wie sie den Präsidenten nannten. Und er verlieh ihnen eine Art Orden ... gleich die erste lebensgroße Figur am Eingang trägt ihn. Man suchte einen symbolischen Ausdruck für diese Vereinigung und prägte darauf zwei geeinte Hände und eine mit dem Kriegsbeil gekreuzte Friedenspfeife. Die Indianer haben diese Symbolik in gar keine Weise verstanden ... wohl kommt auf ihren Stickereien gelegentlich die Pfeife vor, kaum der Tomahawk, ganz gewiß nicht aber die geeinten Hände ... in ihrer reichen Symbolik vorher nicht ... und ebensowenig in irgend etwas, das sie seit jener Zeit geschaffen.

Aber durch alles, was in diesem Museum den nordamerikanischen Indianer durch Jahrhunderte begleitet, ziehen sich zwei Symbole, unserer Vorzeit vertraut, unseren Ahnen wert, und uns wieder heilig geworden: das Hakenkreuz und das Sonnenrad. Auf einem unscheinbaren schwarzen Stein sehen wir das Zeichen schöpferischer Bewegung eingeritzt. Am Vordersteven trägt das kanadische Kanu das strahlende Sonnenrad. Ein weich gerundetes, fast fließendes Hakenkreuz schmückt den Schwanzriemen eines kostbar reichen Frauensattelzeuges. Zaumzeug ist damit geziert, in feiner Tauschierarbeit ist es in gelbem Metall in den Stahl gehämmert. Auf der uralten Steinpfeife finden wir es, und noch heute stickt es die Indianermutter auf das „Beschreibändel“ für den Arm ihres Kindchens. Manchmal ist das Hakenkreuz nach rechts drehend dargestellt. Auf vielen Kriegsschilden strahlt in kräftigen Farben das Sonnenrad, in weicheren ziert es die ältesten bemalten Büffelhäute, auf Kindertragen erscheint das Hakenkreuz in köstlicher Stickerei aus Stachelschweinborsten, am Schuh, am Kopfschmuck ... ja, das Sonnenrad, das große Bild unvergänglichen Lebens, macht sogar den Skalp eines Feindes zum geweihten Gegenstand. Und eine kleine Weltkarte in dieser Sammlung erinnert uns daran, daß das Zeichen, das uns als Gleichnis unseres neuen Volkswillens voranschwebt, auch auf der ganzen Welt geehrt und geliebt wurde ... nur in Australien hat man es nie gefunden!

So zeigt uns das neue Karl-May-Museum in Radebeul

Menschheitsdenken und höchste Dinge.

Und das ist es, was denen recht gibt, die in dem einst umstrittenen Dichter Karl May einen Wegweiser auf

das erkennen, was heute sich deutsch gestaltet, einen Wegweiser und wohl auch einen Wegbahner ... denn manch einer, der sich auch durch die Jahre der Schmach und der Verbitterung an Karl Mays letztem Sinn sein edleres Bewußtsein bewahrt hat, wird den Weg, den unsere Zeit von ihm verlangt, leicht gefunden haben, den Weg, der über den Glauben an das Gute zur Heranbildung eines ganzen Volkes zum Tüchtigen und Guten führt. K.-H.

[Abbildungen:]
Links oben: Blockhaus „Villa Bärenfett“ mit Karl-May-Museum
Mitte: Hugh! Heimkehr vom Kriegszug
Links unten: Dakota-Indianer mit der im Text erwähnten Ehrenmünze des „Weißen Vaters“ von 1829
Rechts unten: Gestickte Bänder von Prärie-Indianern mit Hakenkreuzschmuck aus verschiedenen Zeiten

---

Aus: Dresdner Nachrichten, Dresden. Nr. 87, 21.02.1937, S. 9.
Texterfassung: Hans-Jürgen Düsing, Juni 2019